

Leben aus dem Erinnern

George Platzbecker, Göttingen

Ein etwas poetisches Wort besagt: Gott schenkt uns Erinnerungen, damit wir Rosen im Winter haben. – Damit wollen wir keine Nostalgie empfehlen, sondern auf den nie voll auszuschöpfenden Wert unseres Erlebens aufmerksam machen; des Erlebens in seiner ganzen menschlichen Breite und Tiefe.

Unsere Zeit erinnert sich mit Vorliebe an das Zerstörende, Bedrohliche und Böse. Und da die öffentliche Meinung weithin im Sog des Pessimismus schwimmt, sind wir aus Angst vor Isolierung oft zu schnell bereit, uns mit-schleppen zu lassen ..., obwohl es vielleicht unserer Grundeinstellung nicht entspricht. Diese aber unterliegt der Gefahr der Verdrängung. So trifft uns die Mahnung des Paulus: „Gleicht euch nicht dieser Welt an!“ (Röm 12,2)

Das ist keine Aufforderung, uns in eine private Welt zurückzuziehen. Im Gegenteil: Wir müssen unsere positiven Kräfte zur Geltung kommen lassen und unser Verantwortungsgefühl ganz konkret auch in den öffentlichen Bereich einbringen. Auch wenn man uns dann für naiv hält, weil wir dem intellektuell, literarisch oder politisch dargebotenen Negativismus nicht verfallen wollen.

Sich erinnern – woran?

Geht es dabei um eine moralische Aufrüstung als Gegenposition zum Trend nach unten? Das wäre eine Überforderung, reiner Voluntarismus. Eine nur moralische Reaktion auf das Übel wäre überdies zu schwach. Sie würde nicht um ihre eigenen Voraussetzungen wissen. Fragen wir eher nach dem Grund, aus dem die positive Einstellung stammen sollte. Wie wird sie verwirklicht? Sich auf das Positive einzulassen ist kein Quietismus, sondern Wachheit vor dem, der der Vorgegebene schlechthin ist. So entsteht ein Grundvertrauen, das sich auf die Erinnerung gründet, daß das vordergründig Erlebte nicht das Letzte ist.

Hinter allem, was geschieht, lebt ein letztes Geheimnis. Paulus sagt von diesem Geheimnis, daß es von Ewigkeit her verborgen war; er sieht seine Aufgabe darin, es nun aller Welt zu verkünden (vgl. Eph 3,8f). Damit hebt er auf das Christusgeheimnis ab. Dieses ruft uns an.

Freilich ist damit unvermittelt der *tiefste* und *erste* Impuls angesprochen. Er kann nicht immer im hellen Bewußtsein stehen; er braucht es auch nicht. Sein Einfluß aber würde verkümmern, wenn wir zu oberflächlich oder auch zu zwanghaft – d.h. zu angestrengt auf Reglementierung bedacht – dahinlebten. Erinnerung ist das Stichwort für ein Leben aus diesem Grund.

Erinnerung – mehr als Gedächtnis

Mit Erinnerung ist nicht das Gedächtnis gemeint. Gedächtnis kann auch eine Maschine haben, z.B. ein Computer. Beim Menschen ist es eine Sache der Begabung und Übung, wie schon bei höher-entwickelten Tieren.

Wir meinen Erinnerung im augustinischen Sinn: die *memoria*. Die *memoria* lotet aus, was erlebt, gesagt oder getan ist. Sie tastet es ab auf seinen Offenbarungscharakter hin. Ihr Licht ist eine Urahnung, die ihrer selbst nicht ansichtig wird, in deren Hell-Dunkel aber die Wirklichkeit – nicht zuletzt die eigene – etwas von ihrer Unergründlichkeit, von ihrem Geheimnis offenbart. Und zwar ohne daß das neue Erkennen danach auf den Begriff gebracht werden kann.

In einer Betrachtung über die Porträts der Paula Modersohn-Becker las ich: „Das Porträt, das sind die Bauern und Bäuerinnen aus dem Moor, hinter denen immer irgendwie Ewiges aufleuchtet, das von Anbeginn der Welt an einfach da war.“

Dieses innere Licht ist mit *memoria* gemeint. Ein Urphänomen, auf dessen Hinterfragung es keine begriffliche Antwort mehr gibt.

In jedem Menschen ist dieses Licht verborgen. Gottes anrufendes Wort läßt es aufleuchten. Dann erkennt der Mensch sein eigenes Tiefengeheimnis. Aber es bedeutet mehr, als daß der Mensch sich dort selber offenbart wird. Es ist auch nicht „das Selbst“, das sich dort zeigt. Es ist er selber im Licht des Anrufenden, des ganz Anderen.

Wir brauchen das Gegenüber des Wortes Gottes. Es kann uns persönlich ansprechen und wecken, wenn ein anderer Mensch es uns in irgendeiner Weise verkündet. Gottes Wort kann sich ja im Dialog zwischen uns Menschen ereignen.

Auf das Wort ausgerichtet zu bleiben ist auch deshalb nötig, damit wir nicht auf einen Irrweg geraten, uns nicht verlieren in ein subtil narzißtisch verborgenes Suchen nach dem „Selbst“ oder an ein verstiegenes Trachten nach Erleuchtung. Die Geringheit und Verwundbarkeit des Wortes, zumal des fleischgewordenen und gekreuzigten Wortes, behütet uns davor.

Eine solche Ausrichtung der „Erinnerung“ widersteht auch der Tendenz, Gott vor allem in der Schönheit der Natur zu suchen – als wäre sie die deutlichste Aussage von ihm her. Dann träfe ihn der Vorwurf, den Sartre in seinem Drama „Die Fliegen“ an die Adresse Jupiters richtet: „Du bist der Gott der Natur, der Gott der Menschen bist du nicht.“

Glaube an Gott, Selbstwahrnehmung und die Wahrnehmung des anderen Menschen gehen Hand in Hand. Es gibt nur ein Licht, das alles beleuchtet. Jesus sagt vom Fehlen dieses Lichtes: „Wenn nun das Licht in dir Finsternis ist, wie groß wird dann die Finsternis sein?“ (Mt 6,22)

Wenn wir uns von unseren Interessen und Ängsten jagen lassen, ist es unmöglich, einen anderen Menschen als Subjekt, als freies Gegenüber, als Person wahrzunehmen; viel weniger noch, ihn mit dem Herzen zu sehen, jenseits seiner Hinfälligkeit und seiner Sünde. Wir leben dann „im Todesschatten“ (Mt 4,16). Damit ist aber auch der Blick auf uns selbst verdunkelt, und Gott versinkt für uns in Finsternis.

Der Weg der Übung

Läßt sich eine positive Lebenseinstellung einüben? Streng genommen nicht. Die Erkenntnis des Anrufenden in uns ist Gnade, freie Zuwendung Gottes, über die wir nicht verfügen können. Sie ist seine Initiative, aber auch sein Wesen und sein Wille. Er ruft uns an und will, daß wir auf ihn hören!

Für die Stille in uns, welche die Möglichkeit des Hörens schafft, können wir jedoch etwas tun. Der innere Lärm, das eigentlich Störende, stammt aus unserer Ichbezogenheit und der verletzten Eigenliebe. Das Sorgen und Abschirmen treibt uns hin und her. Dies überhaupt erst einmal wahrzunehmen bringt schon eine gewisse Distanz und dadurch Stille mit sich.

Aszese (unsere Bereitung) und Glaube (Gottes Geschenk) hängen zusammen. Wir müssen uns aber bewußt bleiben, daß *auch* eine solche Aszese nicht unser Werk ist. Gottes Gnade kommt uns immer zuvor. Nicht immer entlang der Schritte, die wir uns vorgenommen haben. „Denn Gott ist es, der in euch das Wollen und Vollbringen bewirkt, noch über euren guten Willen hinaus.“ (Phil 2,13) Wir müssen stets bereit bleiben, unsere Schritte auf Gottes Ruf hin auszurichten.

Stillsein und mit sich selber im Einklang, mit sich selber kongruent sein, gehen Hand in Hand.

Eben dieses Bei-sich-Sein können wir üben. Wir können lernen, bewußter zu leben, uns weniger manipulieren zu lassen. Wer mehr Tiefgang hat, wird nicht so schnell von einem Windstoß umgeworfen. Nicht tiefe *Gedanken* helfen dazu. Im Gegenteil: Sie machen kopflastig. Wer seine eigene Innenwelt kennt und sich seines eigenen Erlebens bewußt ist, wer es für sich nicht verschönert, verzerrt oder verdrängt, sondern zu ihm steht, der ist im Lot. Fehlleistungen und Schwächen stehen dem nicht entgegen. Nicht also der „tiefe Gedanke“ nützt, sondern das, was tief in uns selbst hineinreicht.

Es gibt Meditationsübungen, die dazu helfen können. Auf eine möchte ich hinweisen. Sie besteht darin, sich – z.B. abends – den Tag noch einmal anzuschauen. Aber nicht in der Art einer moralisierenden Gewissenserforschung oder skrupulösen Auswertung, sondern es soll eine Übung der reinen Anschauung sein, beginnend beim Zeitpunkt der Meditation und dann zurückgehend. Nicht sinnieren, nicht urteilen, nur anschauen: sich selber, die Umge-

bung, die anderen, die Gefühle, die Gedanken, auch die Äußerlichkeiten. Und das, ohne zu hasten oder fertig werden zu wollen; immer wieder verweilen, kurz anschauen und wieder weiterwandern, so lange, bis die Zeit, die ich mir gesetzt habe, vorbei ist (z.B. eine Viertelstunde, besser etwas länger).

Wer einige Zeit so übt, wird entdecken, daß einmal Erlebtes nicht einfach vorbei ist. Es ist auch noch nicht ausgeschöpft und offenbart sich manchmal neu. Das geschieht dann oft in einer anderen Stunde als zur Zeit der Meditation, die ziemlich trocken, ohne inneres Verspüren, sein mag.

Hinter allem Erlebten, hinter all diesen Phänomenen, „Erscheinungen“, ist noch ein anderer, um den ich weiß, auch wenn er in der Verborgenheit bleibt. Aber irgendwann steht er vor der Tür und klopft leise an (vgl. Offb 3,20). Meist leise, aber eindringlich.

Um dieses Anklopfen vernehmen zu können, ist es nötig, Gottes Wort immer wieder neu zu meditieren. Dann lerne ich meine persönliche Geschichte lesen und entdecke Transparenzstellen, an denen sie sich als Heilsgeschichte offenbart. So erfuhr es der Blinde von Jericho, nachdem die Leute ihm zugerufen hatten: „Hab nur Mut, steh auf, er ruft dich.“ (Mk 10,49) Jesus machte ihn sehend.

Die Gegenwart des lebendigen Wortes

Wo aber finden wir Gottes Wort? In der lebendigen Überlieferung. Gedruckte Worte allein töten (vgl. 2 Kor 3,6). *Gottes Wort* ist ein Signal, ein lebendiges Zeichen seiner Gegenwart. Es ist die Art und Weise, in der Gott seine Gegenwart spürbar macht. Wenn ein Wort beim Lesen der Schrift uns anregt, froh macht oder zur Umkehr mahnt, dann ist Gott selber in uns am Werk. Ignatius würde in diesem Fall von den Anregungen des guten Engels, des guten Boten sprechen.

Nun ist aber Wortüberlieferung mehr als das gedruckte Wort der Bibel. Nur-„gelesene“ Worte würden austrocknen. Wir brauchen das lebendige Wort der Verkündigung und den Austausch. Wenn wir Menschen das Wort Gottes sagen und uns sagen lassen, dann ist Gott selber in uns wirksam, oder besser gesagt: wir mit ihm. Das setzt voraus, daß die in einer solchen Weise kommunizierenden Menschen auch sonst eine Kommunikation pflegen, die über den „small talk“, über die übliche Konversation hinausgeht.

Ein „Analphabetismus“ der Gefühle, der sich also nicht aussprechen kann oder möchte, hemmt den gesamten Lebensstrom auch in der Glaubensgemeinschaft. Es ist zwar weder notwendig noch wünschenswert, daß jede Art „Gruppe“ zu einer Selbsterfahrungsgruppe wird; aber Menschen, die zu sehr entfremdet oder getrennt sind von ihrem eigenen Erleben, *leben* nicht genug, um im Rhythmus des personalen Kontaktes geben und nehmen zu können. Die

Veräußerlichung des gemeinsamen Gesprächs ist meist nur ein Spiegelbild des veräußerlichten Lebens der einzelnen. Das zeigt sich z.B. in der Steifheit beim gemeinsamen Mahl, das dann nicht mehr als etwas Festliches oder Persönliches erfahren werden kann.

Die Redefülle bewirkt nichts. Wenn die Echotiefe im persönlichen Leben, die „Erinnerung“, fehlt, wird das Gespräch hohl und schmerzlich.

Das eucharistische Mahl – eine „Stunde der Wahrheit“

Die Eucharistiefeier ist *das* Geschehen der Glaubensgemeinschaft. Hier kommen Erinnerung („Tut dies zu meinem Gedächtnis“), Wortverkündigung und Mahl zusammen. Die Frage ist jedoch, ob die oft formale Art, in der wir Eucharistie feiern, es ermöglicht, diese Fülle auch zu erleben. Sie sollte wenigstens von Zeit zu Zeit *erfahrbar* werden; denn hier kommt eine Gemeinschaft zur intensivsten Einheit und zum Austausch mit ihrem Herrn.

In der Apostelgeschichte wird von der Urgemeinde in Jerusalem gesagt, daß sie ein Herz und eine Seele war. „Sie brachen in ihren Häusern das Brot und hielten miteinander Mahl in Freude und Einfalt des Herzens.“ (Apg 2,46) Diese Menschen wußten sich gerufen zum himmlischen Hochzeitsmahl. Das kommende Heil war ihnen gegenwärtig, und aus dieser Freude kamen sie zusammen. Das ist die eigentliche Ursache ihrer Spontaneität.

Die Liturgiereform allein macht aus der tridentinischen Messe noch kein Fest. Wenn das Bewußtsein in uns lebendig wird, Geladene zur Hochzeit des Lammes zu sein, dann finden wir auch Wege zueinander und haben auch Einfälle zur Verlebendigung der Eucharistiefeier. Dies braucht uns nicht in Widerspruch zur Tradition zu bringen.

„Denn sooft ihr von diesem Brot eßt und aus dem Kelch trinkt, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis er kommt.“ (1 Kor 11,26) Das heißt doch: Die Zeichen des eucharistischen Mahles sollen uns an die künftige Erfüllung beim Herrn erinnern. Ist dies für die teilnehmende Gemeinde erfahrbar?

Deutlicher noch spricht es das Lukasevangelium in der Emmausgeschichte aus: Als Jesus das Brot brach, gingen den Jüngern die Augen auf, und sie erkannten ihn (vgl. Lk 24,31.35). Hier bricht das künftige Heil durch: in die Zeit hinein. Aber gerade diese Geschichte zeigt, daß diese Erfahrung ihre Voraussetzung hat, nämlich die Erschließung der Schrift. Und von der heißt es, daß *Jesus* sie bewirkt (vgl. Lk 24,32). Wie im sechsten Kapitel des Johannesevangeliums wird damit die Einheit vom Brot des Wortes mit dem eucharistischen Brot verkündet. Beides müssen wir miteinander brechen und es uns vom Herrn brechen lassen – „mußte nicht der Messias all das erleiden ...?“ (Lk 24,26) Beides müssen wir miteinander „essen“, damit der immer „gegenwärtige“ Herr als „gegenwärtig“ *erfahren* wird. „Er nahm das Brot, sprach den Lobpreis, brach das Brot und gab es ihnen.“ (Lk 24,30)

Diese Erfahrung besagt nicht unbedingt Gewißheit in einem beglückenden Sinn – der erhöhte Herr tröstet uns auch, indem er uns seine Wunden zeigt. Die Erinnerung an die rettende Liebe Gottes kann uns aufrichten, gerade dann wenn wir die eigenen Wunden spüren. Gottes Allmacht ist ja vor allem seine rettende Liebe und keine imponierende, manche Menschen beängstigende, andere wehrlos machende Größe. „Erinnerung“ an Gott als Grund unseres Lebens wird unser immer noch falsches Bild von diesem Gott weiter klären.

„Alles ist durch das Wort geworden“ (Joh 1,3)

Die Erinnerung, die uns Rosen im Winter schenken soll, erweist sich nicht als ein schöngestiges Erleben für Mußestunden, die in ihrer wirtschaftlichen Existenz Abgesicherte sich leisten können. Sie ist aber auch nicht nur „gefährliche Erinnerung“ (J.-B. Metz), sondern sie ist ein Leben mit anderen in der Gewißheit der Verheißung. Sie ist auch nicht ein Verweilen in der Ruhe eines Gottes, der erhaben ist über das menschliche Durcheinander. Sie ist ein Leben mit dem Gott der Verheißung, der *alles* lenkt und leitet, der uns auch Schmerzen zufügt, Böses und Katastrophen geschehen läßt. Er ist der Gott des Kreuzes. Mit diesem Gott des Bundes dürfen wir leben – in guten wie in bösen Tagen.

Erinnerung wird zur Erinnerung an einen Freund – und deshalb weitet sich diese „Erinnerung“ aus zur Erfahrung der *Gegenwart* eines Freundes.

Eine geänderte Wahrnehmung des Nächsten

Heil existiert nicht im Kreidekreis um Gott und das Individuum. Lebensglück gibt es immer nur mit anderen zusammen. Alle unsere Schwestern und Brüder sind Auserwählte Gottes und werden von ihm mit ebensogroßer Liebe geliebt wie auch ich. Der Glaube nimmt diese Liebe wahr und ändert damit die Sicht auf den Mitmenschen. Gegenüber der Herrlichkeit der Berufung treten die sekundären Wirklichkeiten wie Talente, soziale Stellung, Funktion, äußere Erscheinung, Verhaltensweisen usw. zurück.

Mir scheint, daß über Nächstenliebe oft einseitig ethisch gesprochen wird – im Imperativ, in der Terminologie der *Pflicht*. Der wiederholte Appell macht mutlos oder wird bald überhört. Es wird zu wenig darauf hingewiesen, daß Nächstenliebe ihre „Bedingung“ hat. Eine solche „Bedingung“ ist der Glaubensblick auf die anderen. Die Liebe ist eine Frucht des Glaubens, die zu ihrer Zeit entstehen wird.

Schon die veränderte Wahrnehmung des anderen verändert die Wirklichkeit. Zuerst die eigene und darin auch die des Nächsten. Selbst psychologisch gesehen wirkt eine solche Wahrnehmung auf den anderen befreiend.

So können wir für Christus Zeugnis ablegen. Es ist die Art „Mission“, die jeder Gläubige ausüben kann. Trotzdem zögere ich beim Wort „Mission“, denn dadurch könnte der Eindruck entstehen, daß beim Kontakt mit dem Nächsten heimlich eine Absicht verfolgt würde. Dann würde der Nächste wieder zu einem Objekt oder gar zu einem Gefangenen.

Der durchgehaltene Kontakt mit den Mitmenschen behütet uns auch davor, daß wir in eine Art Mystizismus verfallen, in eine religiöse Scheinwelt geraten. Echter Glaube will zwischen den Menschen gelebt werden, weil er die konkrete Liebe sucht.

Ausklang

„Das Wort ist Fleisch geworden“ – und wird es je spezifisch immer wieder. Der Antrieb unseres Lebens ist die Erinnerung an den, der im Fleisch erschienen ist. So wird Leben aus dem Erinnern zum Vollzug des Glaubens an den, der uns geliebt und sich für uns hingegeben hat, als wir noch Sünder waren (vgl. Gal 2,20; Röm 5,8). Aus solchem Erinnern entspringt die Dankbarkeit gegenüber Gott. In seiner „Betrachtung, um Liebe zu erlangen“, stellt Ignatius die dankbare Anerkennung für alle Gaben des Schöpfers und Erlösers heraus als *den* Weg zur Öffnung unserer Person für die göttliche Liebe (Vgl. Exerzitienbuch, Nr. 233). Nicht eine gesteuerte Umprogrammierung des Verhaltens ändert uns wirklich; auch nicht eine rein meditative Erweiterung unseres Gefühlslebens, sondern der Geist, der in uns ruft: „Abba, Vater!“ (vgl. Röm 8, 15) Der Prophet Ezechiel spricht vom neuen Herzen, das Gott uns geben wird (36,26). Gott allein kann aus Steinen Kinder Abrahams machen (vgl. Mt 3,9).

Wir sind berufen, *andere* Menschen zu werden; aber nur dadurch, daß wir Gott wirken lassen. Er wird uns ein Haus bauen, nicht wir ihm (vgl. 2 Sam 7,11). In dieses Haus wird er einziehen. Wir werden einen wahren Freund entdecken: „Es ist der Herr.“ (Joh 21,7)

Dieses „Gott wirken lassen“ und „Gottes Wirken entdecken“ darf sich auf die Verheißung Jesu berufen: „Und ich werde die Gabe, die mein Vater verheißen hat, zu euch herabsenden“ (Lk 24,49); Gottes Wirken beruht auf der Allmacht der Liebe, auf die Jesus in seiner Brotrede zu sprechen kommt: „Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater, der mich gesandt hat, ihn zu mir führt; und ich werde ihn auferwecken am Letzten Tag.“ (Joh 6,44) Er ist es, den wir in unserer „Erinnerung“, in der „memoria“, wie auch in schlichten Übungen in unser Leben eintreten lassen dürfen.